

(Nachdruck verboten.)

## Hanna.

14) Roman von Peter Egge.  
Autorisierte Uebersetzung aus dem Norwegischen  
von Adele Neustädter.

Hollhe blickte eine Weile weit ins Blaue.

Die einzige Entschuldigung, die er hatte, war, daß er wußte, sie habe ein Kind geboren, ehe sie heiratete, und daß er über dieses Kind nie etwas erfahren hatte . . . sie hatte es ihm verheimlicht . . .

Er blieb mit einem Kucke stehen. Sein eigener Gedanke traf ihn wie ein Stoß und sein ganzer Körper wurde heiß.

Sie hatte es ihm verheimlicht! . . .

Warum? Er fand keinen Grund. Dafür aber wimmelte es in seinem Gehirn von neuen Gedanken. Er konnte sie nicht lenken, sie nicht von einander scheiden. Er empfand sie nur in einer großen Angst. Er streckte die Hände aus, um sich zu wehren; aber er vermochte es nicht. Sie drangen vor, übermannen ihn, und er stöhnte. Er eilte ans Fenster und riß es auf.

Die Frühlingluft war kalt und frisch wie der neugefallene Schnee.

Er legte sich halb ins Fenster, als könne er nicht genug Luft und Kälte einziehen.

So lag er eine Weile, fuhr mit der Hand wirt durch das Haar und mehrere Male über die Stirne. Er wehrte die Gedanken nicht länger ab. Er hielt in der Erbitterung an einem einzigen fest: Warum hatte Hanna ihm nie von diesem Kind erzählt? Es war erklärlich, daß sie es geheim gehalten hatte, während sie verlobt waren, und in dem ersten, in dem zweiten Jahre der Ehe, während sie unwissend, ungebildet, naiv war. Aber dann? . . . In den letzten Jahren, als sie das gebildete, reife Weib wurde . . .

Warum erwähnte sie es nicht? Er hatte freilich versprochen, sie nie über die Vergangenheit auszufragen. Aber sie kannte ihn so gut. Sie wußte, er hatte keine Vorurteile, wußte, sie würde nicht ein Haarbreit seiner Achtung verlieren, wenn sie es erwähnte. Sie mußte wissen, daß eine solche Offenheit sie zusammenbringen, sie enger um das einzige Kind, das sie besaßen, schließen mußte . . . Warum fürchtete sie sich, über die Vergangenheit zu sprechen? War diese unglücklicher als die seine gewesen? Nein. Dann mußte sie ja die Gegenwart um so glücklicher empfinden. Sie liebte ja ihren Mann und den Knaben. Sie hatte alles, was sie wünschte, war von allen geachtet. Hatte sie keinen anderen Grund zum Schweigen, als daß er versprochen hatte, sie nie über ihre Vergangenheit auszufragen? Keinen anderen, als daß ihm ihre Vergangenheit nichts kümmere? . . . Warum erwähnte sie dieses Kind nie?

Er presste die Hände ans Gesicht und weinte, weinte in einer Angst, die er nicht von sich werfen, der er nicht enttrinnen konnte.

Er ging ins Entree, nahm Hut und Rock und raunte über die Wiesen, bog dann links ab und ging über einen Acker. Die gelben Stoppeln stachen durch die dünne Schneedecke.

Plötzlich brach die rote Sonne hervor, und um ihn herum auf dem Felde wimmelte es von Farben. Aber er sah es nicht, dachte nicht daran.

Er blickte sich, nahm beide Hände voll Schnee und legte sie auf die Stirn. Er blieb lange so stehen. Der Schnee schmolz und floß über die Handgelenke und Arme. Dann schlenkerte er sie und flüsterte erbittert:

„Ich bin nahe daran, verrückt zu werden.“

Er schritt hier gerade so erregt umher, wie gestern Abend und dachte reinen Unsinns. Hatte er denn gar keine Nacht über sich? Seine Vernunft, seine gesunde Urteilskraft sagte ihm ja, daß sein Argwohn die reine Unmöglichkeit sei. Es wurde ja klar, daß sie nicht über die Vergangenheit gesprochen, weil er nicht gewünscht hatte sie aufzustrischen und weil er ihr versprochen, sie nie darüber auszufragen. Sie kümmere ihn nicht, hatte er gesagt. Er hatte früher nie gewünscht, sie kennen zu lernen. Nie! Nicht damals, als er um sie warb und nicht später, als er von ihrem ersten Kinde hörte. Nie hatte er gewünscht, darüber etwas zu hören . . .

Warum sollte er jetzt anfangen, darin zu wühlen? Nur um des einen ängstlichen Blickes willen, den sie ihm nachgeworfen hatte? . . . Nein, diese Grübeleien mußten jetzt ein Ende nehmen!

Er nahm wieder Schnee vom Felde auf und legte ihn auf die Stirn und die Wangen; warf ihn weg, kehrte um und sah nach der Mole, wo der Morgenzug fortjauchte und eine große, dicke Randwolke hinterließ.

Am besten, er fing zu arbeiten an. . . .

Er hatte gestern fünftausend Kilo Heu verkauft, und sie sollten heute ausgewogen werden; denn morgen war ja Feiertag — Gründonnerstag. Er sah auf die Uhr: Neun vorbei. Dann ging er schnell zum Hof hinunter, als wolle er den Gedanken enttrinnen, die ihn untlauerten.

Hanna wartete vielleicht mit dem Frühstück. Er stellte sie sich vor, in der Küche ein- und ausgehend, Martha fragend, ob sie nicht gesehen habe, wo er hingegangen sei. Oder sie ging auf die Treppe hinaus und rief ihn. Sie hatte keine Ahnung von seinen schuftigen und widersinnigen Gedanken, sie war wohl ruhig, während er . . . Ja, das Verhältnis hatte sich in diesen acht Jahren unlegbar verändert. Jetzt war sie an der Reihe, die Leitende, die Ueberlegene zu sein . . . Vielleicht war es so am besten. Sie war vielleicht klarer als er. Aber etwas hatte sich erhalten, und weder die Vergangenheit, noch dumme Grübeleien sollten es vernichten: es war ihr gutes Verhältnis zu einander, die tiefe Zuneigung, die sie verband. Alles Grübeln mußte schwinden; er wollte sie bewegen, von ihren ersten Kindern zu sprechen. Er wollte ihr zeigen, wie schwach er war; er wollte sich ihr ergeben, sie um Stärke, wie ein Bettler, der ihre Ueberlegenheit nicht zu tragen vermag, bitten . . . Und dann hatte sie ja Erik! . . .

Er erinnerte sich, wie sie gestern Abend den Knaben entkleidet hatte, als er ins Schlafzimmer trat. Sie war ruhig und scherzte mit dem Jungen, und sie that es gerade, nachdem er geglaubt, er habe Angst bei ihr bemerkt. Angst, daß ein schreckliches Verbrechen, das sie begangen hatte, herauskommen möge . . . ein Verbrechen, das sie ungefähr zehn Jahre mit sich herumgetragen, ohne zu bereuen, ohne zu bekennen. . . . Wie naiv er sein konnte! . . .

„Du bist eigentlich ein naiver Grübler, Johannes!“

Er mußte sich jetzt dieser Worte erinnern, die sie einmal lächelnd gesprochen hatte.

Er ging ins Speisezimmer, wo Hanna und Erik am Tisch saßen.

„Liebster, wo bist Du gewesen? Wir mußten ohne Dich anfangen! . . .“

„Ich machte einen Spaziergang und verspätete mich wohl etwas.“

Er setzte sich, um zu essen; aber es ging schlecht. Er konnte das Essen nur mit Mühe herunter schlucken. Es quoll im Munde und schmeckte flau. Er bat um kalte Milch und trank sie in großen Zügen.

„Ich fahre, Vater . . . ich halte die Zügel,“ rief der Knabe.

„Ja richtig. Das hatte ich fast vergessen.“

Zugleich fühlte er, daß Hanna ihn anblickte, als wolle sie untersuchen, ob ihm etwas fehle, oder prüfen, was vorlag. Sofort schämte er sich; es mußte sie verlegen, daß er schon vergessen hatte, was er ihr und dem Knaben gestern Abend so freudig versprochen.

Er sah auf Erik und sagte:

„Ja, mein Kind, Du, Mutter und ich, wir werden eine lange Fahrt machen.“

Und der Knabe lachte mit dem Munde voller Speise.

„Wenn Du vielleicht nicht Zeit hast, können wir ganz gut allein fahren.“

„Gewiß, ich habe Zeit. Mit dem Abwiegen des Heues hat's bis zum Nachmittag Zeit.“

Es wurde still. Er verstand, daß sie wußte, es sei ihm etwas quer gegangen.

Als sie vom Tisch aufstanden, wollte er hinausgehen, um Jens zu bitten, anzuspinnen.

Hanna stand ihm jedoch — wie ihm schien, fast zufällig — im Wege. Sie blieb stehen, sah ihn ruhig und mild an, und er konnte ihrem Blicke nicht ausweichen.



Diese Milde und Ruhe machte ihn weich und verwirrt. Er fühlte, wie verwirrt er gewesen war, wie unmöglich seine Grübeleien waren. Er zog sie an sich und küßte sie übers ganze Gesicht.

Sie wunderte sich über solche Heftigkeit und war nahe daran, sich zurückzuziehen. Aber da sah sie, daß seine Augen so seltsam blickten.

„Was ist Dir, Johannes?“

„Betrübt es Dich, daß ich die Wagenfahrt vergaß?“

Sie wollte laut anlachen und ihn von sich stoßen; aber sie that es nicht, lächelte nur erstaunt und schlug ihm mit der Hand.

„Nein, daß Du so etwas denken kannst! Liegt wirklich nichts anderes vor?“

Er antwortete nicht, sondern strich über ihr Haar.

„Liegt wirklich nichts anderes vor, Johannes?“

„Ich fühle mich nicht ganz wohl, aber ich glaube, daß es bald vorübergeht. Jetzt werden wir fahren.“

Er ging leicht und schnell zur Thür hinaus. O, wie sorglos und fröhlich sie war!

Er stemmte die Hand hart gegen die Brust; er mußte ruhig sein. Sie sollte nichts von diesem Häßlichen, das er mit sich schleppte, merken. Er trug selbst schuld daran . . . nur er selbst . . . wie gut sie war . . . und ruhig!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

### Asbest.

Schon die Alten hatten unverwundliches und unverwundliches Papier, und in jüngster Zeit hat man in Frankreich ein sogenanntes „Archivpapier“, sowie in Berlin einen „Urkundentoff“ hergestellt. Bei der Herstellung des „Archivpapiers“ nimmt man zu zwei Drittel gewöhnlicher Papiermasse ein Drittel Asbestfasern, und rührt das Ganze gemeinsam in einer Lösung von Kochsalz und Alaun durcheinander. Ähnlich ist die Fabrication des „Urkundentoffes“, wobei 95 Teile Asbestfasern bester Beschaffenheit in einer Lösung von übermanganäurem Kalium gewaschen und mit schwefliger Säure gebleicht, genommen, mit fünf Teilen geschliffenen und gemahlten Holzstoffs versetzt und dann weiter mit Leimwasser und Borax verarbeitet werden. Da dieser Urkundentoff eine Temperatur bis über 800 Grad C. vertragen soll, auch eine dauerhafte Druckfarbe, die natürlich eben so wichtig ist wie das unverwundliche Papier, durch eine Mischung von Platin-Fluorid und Lavendelöl, nebst einem Zusatz von Lampenruß und Firniß herzustellen ist, so dürfte man nicht weit von dem Ziele, ein für Urkunden geeignetes unzerstörbares Papier herzustellen, sein. Jedenfalls ist in dieser Hinsicht dem Asbest eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken, um so mehr, als schon bei den alten Griechen Asbestpräparate wegen ihres Widerstandes gegen das Feuer hochgeschätzt wurden.

Asbest, vom griechischen *asbestos*, „unverbrennlich“, ist der Gesamtname einer Reihe zum Talkerdegeschlecht gehörigen Mineralien von sehr faseriger Struktur, bestehend aus Kieselsäure, Talk-, Kalk- und Thonerde sowie Eisentalk. Es giebt davon vier Arten. Der gemeine oder unreife Asbest besteht aus groben, öfters haarförmigen, wenig biegsamen Fasern. Sein Glanz ist perlmuttartig, nur an den Kanten durchscheinend. Der Bergkork, auch Bergleder genannt, hat sitzartig in einander gewobene Fasern, die schwer einzeln zu erkennen und von einander zu trennen sind; größere Stücke erscheinen lappenartig. Er ist matt und nur wenig schimmernd und durchsichtig, die Farbe ist entweder grau, grün oder braunrot; er kommt in Schweden auf Erzlagern, häufiger in Serpentin und anderen Gesteinen vor, am St. Gotthard, in Tirol und Spanien. Der Holzgasbest oder das Bergholz ist weich, halbverfaultem Holze ähnlich, und in mancher Hinsicht rätselhaft. Endlich der Amiant, vom griechischen *amiantos*, „unbefleckt“, oder auch reifer Asbest, ist die merkwürdigste und bekannteste Art, die sich an vielen Orten, besonders auf Korsika, in Tirol, Piemont, Savoyen, am St. Gotthard, zu Dijans in der Dauphiné, im Gouvernement Perm, wo er bei New-Jans einen ganzen Berg bildet, und namentlich in Kanada, findet. Er kommt in verschiedener Farbe vor, gewöhnlich gelblichgrau oder grünlichweiß, mit seidenartigem Schiller und hat ein deutlich ausgebildetes, langfaseriges Gefüge. Die parallel laufenden, meist geraden, zuweilen einen halben Meter langen Fasern sind immer nur lose und bei dem schönsten Amiant gar nicht mit einander verbunden, so daß der Asbest einige Ähnlichkeit mit dem Flachse hat, weshalb er auch zuweilen Bergflachs genannt wird. Obgleich die Fasern sehr biegsam sind, brechen sie dennoch, wenn sie kurz abgesehen werden und verraten dadurch ihre steinartige Natur.

Diese Asbestart läßt sich, wiewohl mit Mühe, zu Garn spinnen, das auf dem Webstuhl, oder durch Flechten oder Striden in eine Art Stoff verwandelt werden kann, welcher, wie das rohe Material ein Glihen aushält und dadurch gereinigt werden kann. Der Asbest mit ganz freien Fäden eignet sich am besten zum

Spinnen; sind die Fasern verbunden, so muß er erst dazu tauglich gemacht werden. Dies geschieht dadurch, daß man den lang- und feinfaserigen Asbest so lange ins Wasser legt, bis er davon durchdrungen ist, und dann auf einer hölzernen Tafel mit einem Klopfbolze vorsichtig klopft, worauf er mit vielem, anfangs kochendheißem Wasser so lange ausgewaschen wird, bis das Wasser nicht mehr milchig, sondern ganz klar abfließt, wobei man die Fäden behutsam auseinander zieht. Dann werden die Fäden auf einem Siebe schnell getrocknet und mit feinen eisernen Rämmen vorsichtig gefämmt. Wo die Asbestfaser im großen verarbeitet wird, öffnet man die Steine auf Kollerrängen und reinigt die Fasern, so gut es geht, auf Schüttelsieben. Während man die für die Pappfabrikation bestimmten Fasern seiner weiteren Vorbereitung zu unterwerfen brandt, müssen die für Spinnzwede bestimmten auf Schlag- und Reihwölfen noch weiter geöffnet werden. Vielfach wird die Asbestfaser in Verbindung mit einem feinen Flachsfaden, an welchen die erstere gelegt wird, gesponnen, um einen haltbaren Faden zu erhalten, worauf man dann den daraus gewebten Stoff auskühlt, um den Flachsfaden zu zerstören und reines Asbestzeug zu erhalten. Auf diese oder ähnliche Weise gewonnene Asbestleimwand (*asbestirum*) war schon im Altertum bekannt. In ihr wurden die Leichen vornehmer Personen verbrannt, um die Asche unvermischt mit Holzstöße zu erhalten; doch war sie teuer, wie schon Plinius erwähnt. Daher waren wohl auch die Asbestleimwände selten. Karl V. besaß ein Tafeltuch aus Asbestfasern, das bei Gelegenheit von Festlichkeiten zur Belustigung der Gäste und zum Zwecke der Reinigung ins Feuer geworfen wurde.

Während mithin die Alten die Asbestpräparate kannten, scheint man in der späteren Zeit diesem interessanten Material wenig oder gar keine Beachtung geschenkt zu haben, bis etwa zu Ende der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts die Amerikaner — und zwar wohl nicht zum geringsten infolge der Einführung der Dampfmaschinen — auf die vorzüglichen Eigenschaften des Asbests, als da sind Unverbrennbarkeit, Indifferentismus gegen Säuren und Alkalien, und schlechte Wärme- und Kälteleitung, die Aufmerksamkeit lenkten, worauf die Verarbeitung des Asbests sich schnell wieder über die ganze Welt verbreitete. In der Mitte der siebziger Jahre entstanden solche Fabriken in England und Italien und einige Jahre später auch in Deutschland, wo gegenwärtig vier Fabriken dieser Art bestehen, deren Fabrikate hinsichtlich ihrer Vollkommenheit den ersten Rang behaupten. Selbst die älteren englischen Fabriken sind von ihnen überholt worden, so daß Großbritannien nicht das kleinste Absatzgebiet der deutschen Fabrikate dieser Art ist. Die in Hamburg bestehende Fabrik hat insoweit unabhängig von Amerika gemacht, obgleich Kanada für die Verarbeitung den besten Asbest liefert, da aus den dortigen Asbeststeinen die größte Menge verwendbarer Fasern gewonnen werden können. Außer dem kanadischen Asbest wird auch viel sibirischer verarbeitet, obgleich seine Fasern stumpfer und wenig elastisch sind. Daher benutzt man ihn für Gewebe erst dann, wenn kanadisches Material zu gleichem oder doch annähernd gleichem Preise nicht zu haben ist.

Was nun die Herstellung von Asbestpräparaten in der Gegenwart betrifft, so zerfällt dieselbe in zwei Hauptabteilungen, nämlich in die Papp- und Papierfabrikation und in die Asbestspinnerei. Während man für die Spinnerei die besten Asbeststeine verwenden muß, genügt für die Papierfabrikation ein minderwertiges Material. Große Fortschritte sind bezüglich des Spinnens der Asbestfaser gemacht, indem jetzt die Herstellung eines Fadens möglich ist, von dem 400 Meter auf ein Kilogramm gehen und der etwa dem Wollgarn Nr. 23 entspricht. Alle anderen Fabrikate aus Asbest sind nur noch weitere Verarbeitungen der Fäden oder der Asbestpappen. Während man aus ersteren Stoffe webt, Seile und Schnüre dreht, Packungen flechtet oder sonstige Konfektionen macht, werden letztere in chemischen Laboratorien als Kochunterzüge angewendet. Um aber einer starken Flamme ausgesetzt werden zu können, bedürfen dieselben einer besonderen Präparierung, da sie sonst allmählich wie Mehl zerfallen, indem den Fasern durch die Hitze der natürliche Wassergehalt entzogen wird. Es ist daher nicht ganz zutreffend, daß der Asbest absolut feuerbeständig ist; er wird zwar nicht zerlegt, aber bei großer Hitze leidet doch die Faser, da sie kalkiniert und brüchig wird. In der Hamburger Fabrik werden daher solche Platten hergestellt, nachdem auf die Asbestfaser chemisch Thonerde niedergeschlagen worden ist. Derartige Platten sind absolut feuerbeständig, da sie sich in offener Kesselfeuer 24 Stunden lang bei einer Hitze von etwa 1100 Grad vorzüglich bewahrt haben.

Eine weit größere Verwendung als die Asbestplatten finden die Asbestgewebe, namentlich für Dichtungszwecke. Zu diesem Behufe wird das Asbesttuch mittels einer Lösung von Kautschuk imprägniert und dann zu Matten-, Wamloch- oder Stoffschürzen in den verschiedensten Ausführungen verarbeitet. Außerdem hat man Vorsteile aus der schlechten Leitungsfähigkeit des Asbests gezogen, indem man Dampfessel und Leitungen mit Asbestpräparaten, die teilweise mit Zulfurierteerde vermischt sind, bekleidet, wodurch ein Wärmeverlust von 70–80 Proz. verhindert wird, was mit einer enormen Kohlenersparnis gleichbedeutend ist. Umgekehrt werden Wasserleitungsrohre durch solche Umkleidungen vor dem Gefrieren geschützt, da der Asbest die Eigenwärme des Wassers nur schwer nach außen leitet.

Eine andere wichtige Verwendung des Asbestgewebes findet zu Bekleidungsgegenständen statt; es werden daraus vollständige Anzüge angefertigt, Kapuzen, Schutzhelme und Handschuhe für Feuerwehrlente und besonders auch zum Schutze der Arbeiter in Pulver-



und Gemischen Fabriken, in Eisen- und Kohlenwerken, welche mit Säuren zu thun haben oder dem direkten Feuer ausgesetzt sind. Auch gebrauchten die Feuerwehren Rettungsleitern, Gurte und Seile, welche aus Asbestfasern hergestellt sind. Eine weitere ausgedehnte und wirksame Anwendung finden die Asbeststoffe für Filterationszwecke, da es keinen Stoff giebt, der Säuren besser zu filtrieren und ihnen zugleich so erfolgreich Widerstand leisten kann als Asbesttuch. Nicht minder schätzbar ist das Material als Mittel, um der verheerenden Macht des Feuers vorzubeugen. Die verschiedenen Brände in den Quaipeichern in Hamburg haben die Gefährlichkeit der Eisenkonstruktion bei solchen Bauten erkennen lassen. Man ist daher wieder zu Holzkonstruktionen zurückgekehrt, aber hat von Etage zu Etage durch eine Zwischeneinlage von Asbestplatte in der Decke eine Isolierung hergestellt, so daß das Feuer auf eine Etage beschränkt bleibt. Außerdem werden gazeartige Gewebe hergestellt, um damit Koulissen und Dekorationen auf den Bühnen zu überziehen, die dadurch unverbrennbar werden. Bei vielen großen Theatern ist dies Verfahren vom Gesetz als unerläßlich geboten worden. In Sibirien verfertigt man seit längerer Zeit nicht nur Stoffe, sondern auch gestrickte Sachen aus Asbest; ebenso in den Pyrenäen. In Como (Oberitalien) werden sehr schöne Arbeiten dieser Art angefertigt, namentlich Spitzen, die so fein und weiß sind, daß sie von mittelfeinen Zwirnsperlen kaum zu unterscheiden sind. Auf der Insel Corsika, wo sich ebenfalls ein sehr guter Anianth in größerer Menge findet, setzt man ihn dem Körpergeschick zu; dieses wird dadurch leichter, porös und weniger spröde, so daß es plötzliche Temperaturwechsel besser ertragen kann, ohne zu springen. —

Otto Lehmann.

### Kleines Feuilleton.

st. Die Wichtigen. Da stand der Monteur in der Hauptstraße des großen Dorfes. Die elektrische Straßenbahn, die er eben verlassen, fuhr weiter durch die schwärzlichen Rachen, daß das Wasser aufspritzte. Die Frauen, die mit ihm ausgestiegen waren, suchten sich einen Weg durch die Pfützen und gingen vorsichtig über den aufgewühlten Weg. Die rohen großen Ziegelbauten sahen in der mit Ruß durchdränkten Regenluft noch schmutziger, zerfallener aus als sonst. Am Ende der Straße, wo sie sich zum Platz erweiterte, erhob sich das große Zinkwalzwerk und die Schwefelsäurehütte. Die Bäume, die dort standen, waren kahl, nur wenige Blätter hingen an den Ästen, zerfressen von dem aus den breiten Hallen der Hütte sich herüberwälzenden Säurenebel.

Den Monteur durchfuhr ein Schauer. Der feine Regen rann ihm ins Gesicht. Er wußte nicht, welchen Weg er gehen sollte, um zu den Verwaltungsgebäuden zu gelangen. Auf den Straßen des großen Ortes waren nur einige barfüßige Kinder zu sehen, die über die offenen Abflusgräben sprangen. Daß in dem Ort auch Männer lebten, verriet nur der Rauch und Dampf, der mannsförlig aus den Schornsteinen und schwarzen, reihenweise aus den Dächern emporragenden Mähren aufquoll.

In diesem Augenblick trat aus einem der schmucklosen Häuser ein Mann. Sein rotes, volles Gesicht, aus dem zwei listige Augen lugten, der dicke, enganliegende Anzug und die sauber gewickelten Stiefel kennzeichneten ihn als Beamten. Der Monteur, der erfreut war, jemand zu finden, der ihm sicher Auskunft geben konnte, trat auf ihn zu und fragte höflich, wo die Verwaltung zu finden sei.

„Ja“, antwortete der Beamte, „unsere Verwaltung ist groß. Was wollen Sie denn?“

„Ach, ich . . . ich komme wegen Stellung.“

„So, so!“ machte der Beamte freundlich; „Sie sind gewiß Monteur oder so was. . . Na, das sah ich Ihnen gleich an. . . Da kann ich Sie gleich an die rechte Schmiede bringen. . . Drüben, im Gasthof zur Hütte, da sitzt der Schichtmeister. . . Sehen Sie, da, am dritten Fenster. Oh, der kann viel machen. . . ja, der!“ Ganz geheimnisvoll und voll Ehrfurcht sprach er von dem Schichtmeister. Und der Monteur war froh, solch Glück zu haben. Er ging mit dem Beamten hinüber nach dem Gasthof. Unterwegs meinte der, immer noch in demselben ehrerbietigen Ton:

„Ja, wenn Sie sich mit dem verständigen können, wenn Sie sich mit dem gut stehen — das ist viel wert. Werden Sie sich nur an den, der wird Ihnen ganz gewiß nützlich sein können, der hat ein gutes Herz! Sehen Sie, das ist ja heutzutage die Hauptsache, daß man sich mit den Unterbeamten gut stellt. Das sind ja die eigentlichen Vorgesetzten. Was die zum Direktor oder zum Sekretär sagen, gilt ja doch immer. Das weiß ich aus eigener Erfahrung. Ich bin Lagermeister — na, und wenn ichs richtig schiebe, gehts ja doch nach meinem Willen. Ja, mit den Unterbeamten müssen Sie es halten. Die bedeuten in den Fabriken gerade so viel wie die Unteroffiziere und Feldwebel beim Kommiß. Die sind ausschlaggebend — maßgebend!“

Der Monteur wurde ganz warm; da würde er wohl bald wieder Stellung und Verdienst haben und brauchte nicht so lange herumzulayen. Er trat hinter dem Lagermeister in die Gaststube. Der führte ihn gleich an den Tisch, wo der Schichtmeister saß, ein kleiner Mann mit etwas aufgeblasenem, prächtlichem Gesicht. Der Lagermeister begrüßte ihn und rief noch ein paar entfernter sitzende Männer heran, die in ihrer halb modischen, halb vernachlässigten

kleidung und mit den leichtsinnig-verschlagenen Gesichtern den Eindruck von Agenten machten.

„Nicht wahr, Sie trinken doch Kognak?“ fragte er dann den Monteur.

Der wagte nicht „Nein!“ zu sagen, trotzdem er noch nichts Ordentliches im Magen hatte. „Fünf Kognaks!“ rief sofort der Lagermeister. Und bald bestellte er noch eine Lage Bier — und wieder Schnaps. Die Agenten wickelten und behandelten die beiden Beamten mit gezierter Achtung. Der Monteur war ganz glücklich, daß die Beamten so freundschaftlich wohlwollend zu ihm waren. Er erschrak wohl, als die Zeche so anwuchs. Aber wenn jetzt auch sein letztes Geld drauf ging — die Hauptsache war, daß er Stellung bekam. So zahlte er denn, als die Beamten aufstanden, sie selbst machten auch gar keine Miene, für sich selbst zu zahlen.

Als er nun neben dem Schichtmeister über den Platz auf das Wort zugeht, war es ihm, als habe er die Anstellung schon in der Tasche. . . „Na,“ meinte der Schichtmeister, „das ist selbstverständlich, daß Sie angestellt werden. Wenn ich es befrage. . . ich muß mal sein. . . mal mit dem Sekretär sprechen. . . oder mit dem Portier. . . Man kann ja auch nicht alles durchsehen. Am besten ist's, Sie gehen mal selbst zum Sekretär! Da drüben ist die Verwaltung!“

Und rasch verschwand er hinter dem Baum, der das Wort umgab. —

kg. Wie sah Shakespeare aus? Es giebt eine große Zahl von Porträts Shakespeares, aber es sind nicht zwei darunter, die einander völlig entiprachen. Im Oktoberheft von „Cassells Magazine“ widmet J. Munro dieser merkwürdigen Haisfrage eine eingehende Studie. Dasjenige von den Shakespeareporträts, das am ehesten authentisch scheint, ist die Büste, besser der Torso, der in einer Nische der Kirche in Stratford-on-Avon errichtet ist. Die Familie hat die Büste zwischen 1616 und 1623 von Gerard (oder Gerald) Johnson, einem in London wohnenden Holländer, der Grabdenkmäler ausführte, oder von dessen Sohn und Nachfolger anfertigen lassen. Einer Tradition zufolge soll dieser sich einer von Dr. John Hall, dem Schwiegerjohn des Dichters, angefertigten Totenmaske bedient haben. Die Arbeit ist übertrieben polychrom; der Dargestellte hat kastanienbraune Haare, braune Augen, einen rötlichen Bart, ein scharlachrotes Wams, das sich über einer schwarzen Weste öffnet, weiße Kragen und Manschetten. Vor dem Dichter befindet sich ein Kissen, dessen Oberseite grün und dessen Unterseite karmesinrot ist, mit zwei großen goldenen Eicheln. Die Perspektive ist so gut beobachtet, daß es genau so aussieht, als ob der Torso auf das Kissen gesetzt wäre. Der Dichter ist dargestellt, wie er eine Feder und ein Blatt in der Hand hält, scheinbar in Erwartung der Inspiration. Das Gesicht ist rund, pausbäckig und hat ein Doppelsinn. Die Augen und die Nase sind verhältnismäßig klein, die Lippen wie die eines Schlemmers, der Hals kurz und dick, das Aussehen etwa das eines Fallstall — gewöhnlich, stumpf. Munro meint, wenn dieses Bild wirklich ähnlich wäre, könnte Shakespeare unmöglich der Verfasser der Dramen, der große Dichter sein. Eine andere Büste, die man im Theater in Stratford aufbewahrt, ist gleichzeitig mit der von Ben Jonson im Schutt des Duke-Theaters in London gefunden worden. Es war bekannt, daß Sir William Davenant, als er 1662 dieses Schauspielhaus errichten ließ, an der Fassade diese beiden Bildnisse anbringen ließ. Hier steht man ein längliches Gesicht mit eingefallenen Waden und einer ungeheuren Adlernase. Die einzige Ähnlichkeit mit der Büste in der Kirche sind die dicken Lippen. Die erste vollständige Folio-Ausgabe der Werke Shakespeares wurde sieben Jahre nach seinem Tode, 1623, veröffentlicht. Sie hatte als Titelblatt ein von dem Holländer Dreshout gestochenes Bild, das von allen Fremden des Dichters für vollkommen erklärt wurde. Der Kopf ist noch länglicher, als bei der Theaterbüste, aber die Waden sind aufgedunsen, wie bei der Büste in der Kirche. Der Mund ist fast klein. Das in der National Gallery bewahrte Porträt scheint nicht mehr authentisch als die drei beschriebenen zu sein. Es soll nach dem Leben von Richard Burbage gemalt sein, der es dem Schauspieler John Taylor schenkte. Taylor vermachte es Sir William Davenant und dieser wieder dem Herzog von Chandos. Das Gesicht ist länglich, die Lippen dick, die Waden gewöhnlich, die Nase gerade und die Augen sehr groß. Es giebt noch ein Duzend ebenso „authentischer“ Bilder Shakespeares. —

### Musik.

„Sinfonische Dichtungen“ sind in der letzten Zeit ein beliebter und noch immer vom Kampf der Meinungen umstrittener Gegenstand unserer größeren Konzerte. Es handelt sich hier um die sogenannte Programm-Musik, d. i. kurz um musikalische Darstellung, sei es von Vorgängen oder von Zuständen, sei es von etwas in der Außenwelt oder von etwas im seelischen Innern; nur daß die „sinfonische Dichtung“ erstens noch eine mehr oder minder merkwürdige Ähnlichkeit mit der Form der Sinfonie hat (am wenigsten noch bei Liszt) und zweitens sich mehr an poetische als an natürliche Gegenstände hält. Die Programm-Musik überhaupt reicht wenigstens ins 16. Jahrhundert zurück; aus dieser Zeit sind unter anderen einige musikalische „Schlachten“ erhalten. In der ersten Zeit unserer großen Klassikerperiode, im 18. Jahrhundert, waren musikalische Darstellungen eine gebräuchlichere Sache, als es uns zunächst scheinen möchte; indessen dürfte dabei einerseits die Wiedergabe von Auserwähltem bevorzugt und andererseits der Charakter einer



gefälligen Spielerei, entsprechend jener Zeit, häufig nicht ganz vermieden gewesen sein. Die sinfonische Dichtung, als solche abgegrenzt, reicht wohl nicht über Berlioz (1803—1869) zurück und scheint in ihrer weiteren Entfaltung immer noch mehr der Darstellung eines Jmeren, eines Phantasieriches, eines musikalischen Traumes, zuzustreben. Solche Traumbilder wurden uns in der letzten Zeit mehrere vorgeführt, unter ihnen die „Scheherazade“ des Russen Rimsky-Korsakoff.

Eine ähnliche Schöpfung ist nun sein (vierjähriger) „Antar“, den man in Rußland längst schon liebt, der in Deutschland zuerst 1881 in Magdeburg und zuletzt in Dresden bekannt geworden ist und nun gestern in Weingartner's zweitem Sinfonie-Konzert die Hauptnummer bildete. Gegenstand: ein arabischer Dichter mit seinen Traumerlebnissen von Feenleben, von Rache, Macht und Liebe. Kompositionsweise: zahlreiche Themen von längerem Atem, als sonst häufig in dieser Moderne üblich ist, und von interessanter Gegenfächlichkeit der Langgehalteneren, schwermütigen Töne (zumal im eigentlichen Antarmotiv) und der jagellenhaft, amoros und festlich dahinschießenden Kontexten. Verarbeitend: die leitmotivische, mit kleinen Veränderungen. Grundtönung: eine zarte, weiche Schmiegbarkeit. Der Gesamteindruck war weniger der des Hinreichenden und mehr der des Künstlichen als bei anderen derartigen Werken; die Ausführung in der öffentlichen Probe scheint dazu beigetragen zu haben, und der Erfolg war hier eine auffällige Gleichgültigkeit des Publikums. Einige bekannte Werke von Liszt, Smetana und Schumann bildeten das übrige Programm. — Und wo bleiben neben jenen uns immer wieder vorgefetzten Umständen (zumal Rußen und Franzosen) unsere ihnen nicht eben unterlegenen heimischen Kräfte, die epigonischen wie die modernen? ! —

**Kulturgeschichtliches.**

— Zwei eigenartige altfriesische Gesehesvorschriften sind die folgenden. Die eine aus dem Jahre 1650 stammende lautet: „Nachdem wir in Erfahrung gebracht, daß das Schlafen in den Kirchen allzusehr überhand nimmt, verordnen wir allergnädigst, daß in jeder Gemeinde einige Männer aufgestellt werden, welche in der Kirche umhergehen und mit einer langen Klatzse die Leute auf den Kopf schlagen, welche schlafen, und auf diese Weise die Kirchgänger wach erhalten, damit sie fleißiger auf die Predigt hören.“ Unterschrieben ist diese Verordnung von dem regierenden Fürsten. Im 16. Jahrhundert standen in Ostfriesland auf Thätlichkeiten fast nur Geldstrafen, und zwar mußte bezahlt werden: Für einen bösen Schlag auf den Kopf 1 M. nach heutigem Gelde, für ein ausgeschlagenes Auge ein halbes Mannsgeld (etwa 20 M.), für eine zer Schlagene Nase 0,50 M., für einen Zahn 0 M., für einen Finger 7 M.; der Totschlag eines Predigers oder Küsters kostete 60 M. —

**Bergbau.**

c. Türkisen-Bergwerke im alten Mexiko. Bei Nachforschungen nach Türkisen im Türkisenberg in Mohave County im heutigen Arizona hat man nach einem Bericht des „American Antiquarian“ die interessante Entdeckung gemacht, daß dort schon in den frühesten Zeiten Türkisen im Bergbau gewonnen wurden. In den Felsen dieser Gegend finden sich diese geschätzten und allgemein von den Ureinwohnern Mexikos und von den Azteken gebrauchten Edelsteine sehr zahlreich. In dem Berg sind Terrassen ausgehauen, auf denen die alten Bergleute arbeiteten. Bei den Ausgrabungen fand A. V. Frenzel aus New-York eine Grube und eine Anzahl Steinhammer und Schlägel. Die Grube ist aber nicht nur dadurch hergestellt worden, daß man den Felsen mit Werkzeugen bearbeitete, sondern auch durch Anwendung von Feuer. Die gefundenen Steinhammer und Schlägel variierten in ihrer Größe von 4—10 Zoll und hatten ein Gewicht von 4 bis 15 Pfund; die Menschen, die sie gebrauchten, müssen also ziemlich kräftig gewesen sein. Alle Geräte zeigen, daß sie viel benutzt wurden und nur wenige sind in tadellosem Zustande, ganze Schichten des Steins sind an beiden Seiten abgesplittert. Ein anderer Ort in Arizona, der Türkisen enthält und Spuren von Arbeiten der Ureinwohner aufweist, ist Cochise County am östlichen Abhang der Dragoon Mountains. Das ausgedehnteste Lager findet sich in Las Cercillos, nicht weit von Santa Fé, das zur Zeit der Azteken der Hauptfundort für diesen Edelstein gewesen zu sein scheint. Im Jahre 1680 soll ein großer Teil des Berges eingestürzt sein und viele Bergleute begraben haben. Die neueren Ausgrabungen haben hier Höhlen und von den alten Einwohnern hergestellte unterirdische Räume aufgedeckt. In einem dieser Räume fand man einen Steinhammer von einem Gewicht von 13 1/2 Pfund. Auch in dem Tafelland Anahuae wurden Türkisen gefunden. Die ehemaligen Bewohner dieser Gegenden schätzten den Türkis sehr hoch, wie aus der Erzählung von Vernal Diaz und den Berichten der Coronado-Expedition, die von 1540—42 von Mexiko nordwärts nach Cibola ging, hervorgeht. Er wurde als Körpersehmud verwendet und bildete ein Handelsobjekt zwischen den verschiedenen Stämmen. Auch die Portale der Häuser der Häuptlinge wurden mit Türkisen geschmückt. Der König Marcos de Niza traf auf seinem Wege nach Cibola Sonora-Indianer, die Türkisen in Nasen und Ohren hatten und deren Gürtel mit solchen Steinen besetzt waren. In einem Dorf trugen die Häuptlinge Halsbänder

von Türkisen. Auch den Göttern wurden sie als Opfer dargebracht, und die Frauen trugen Armbänder von Türkisen. Wo die Steine jedoch gefunden wurden, wird in den Berichten, wahrscheinlich absichtlich, nicht erwähnt. Den Anhängern Montezumas waren die Türkisen-Bergwerke heilig. Teile von Halsketten und Schänge in Form kleiner, länglicher Stügelchen sind in der Erde gefunden worden. Im Salt River Valley fand sich unter anderem eine Muschel, die mit einer schönen Mosaik von wüßelförmigen Türkissteinen ausgelegt war. Im Britischen Museum in London befindet sich ein menschlicher Schädel, der mit einer ähnlichen Mosaik ausgelegt ist und wahrscheinlich auch aus dem alten Mexiko stammt. Der Gebrauch und die hohe Wertschätzung der Türkisen läßt sich in jenen frühen Zeiten vom nördlichen Arizona bis zum alten Mexiko südwärts und noch darüber hinaus feststellen. Die weite geographische Verteilung der Fundorte macht dies erklärlich. —

**Technisches.**

— Sehr bemerkenswerte Beobachtungen hat man nach der „Voss. Zig.“ in der Berliner Porzellanmanufaktur gemacht. Sie betreffen den Hitzeegrad, der für die Herstellung des Hartporzellans im sogenannten Scharffeuer erforderlich ist. Man hatte früher angenommen, daß dieser Hitzeegrad etwa 2000 Grad betrage, ist aber dann dahinter gekommen, daß er noch unter der Platinschmelze, also unter 1740 Grad liegt. Auch in diesem Falle zeigt sich wieder, wie notwendig es war, daß die Technische Reichsanstalt in Charlottenburg die Herstellung von geeigneten Thermometern für die genaue Messung hoher Temperaturen, wie sie im Hüttenbetriebe, im keramischen Betriebe und in vielen anderen Zweigen der Industrie vorkommen, in die Hand genommen hat. Das Ergebnis in der Porzellanmanufaktur ist selbstverständlich für die Fabrikation und Dekoration von Hartporzellan von hoher Wichtigkeit. Sehr wahrscheinlich wird es mit der Zeit möglich werden, den Kreis der Unterglasurfarben für reines Hartporzellan, der sich bisher nur auf Kobaltblau beschränkt, zu erweitern. Nicht unerwünscht ist die Tatsache, daß Kobalt seit diesem Sommer in nicht zu weiter Entfernung von Berlin in ziemlich beträchtlicher Menge und in guter Qualität gefunden wird, und zwar bei Bad Liebenstein in Thüringen. Das Metall, aus dessen Oxyden die Kobaltfarben dargestellt werden, kommt dort in Verbindung mit Kupfererzen vor. —

**Humoristisches.**

— Gute Auskunft. Tourist: „Du Kleiner, wo kann man denn in Dorfe am besten speisen?“  
Bauernbub: „No' allwei' beim Herrn Pfarrer.“ —

— Secundärbahn-Gedanken. Wartender: „Da — jetzt wird endlich das Einfahrtssignal gezogen. Wenn ich das sehe, überkommt mich immer ein ganz eigenes Gefühl. So muß dem Kolumbus ums Herz gewesen sein, als er das erste Dreiholz von der Küste Amerikas erblickte.“ —

— Kathederblüte. Professor: „... Vom hygienischen Standpunkt aus betrachtet, hat auch die idealste Anstalt ihre zwei Seiten, so lange sie nicht gelocht ist.“  
(„Reggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Als nächste Novität des Berliner Schauspielhauses wird wahrscheinlich gegen Ende dieses Monats Paul Lindaus neues Lustspiel „Der Herr im Hause“ in Scene gehen. Im November folgt „Schlaraffenland“ von Ludwig Fulda. —

— Klara Wiebigs satirische Komödie „Pharisäer“ hat bei der Erstaufführung im Bremer Stadt-Theater Erfolg gehabt. —

— Eine neue Operette „Der Wahrheitsmund“ von dem Dresdener Komponisten Heinrich Platzbeker errang im Alten Theater zu Leipzig einen starken Erfolg. —

— Die „Gedichte“ der Johanna Ambrosius sind bereits in der 87. Auflage erschienen! —

— Eine Auswahl von Mulkatulis Werken, die Wilhelm Spohr besorgt hat, ist bei Bruns in Minden erschienen. —

— Eine Biographie von Thomas Huxley, die von seinem Sohn verfaßt ist, wird nach einer Mitteilung des „Lit. Echo“ im Herbst bei Macmillan erscheinen. —

— In Mailand ist eine Subskription für ein Segantini-Denkmäl eröffnet, das auf dem Friedhof von Maloja errichtet werden soll. —

— Der Berner Kunstgesellschaft zum „Affen“ wurde für ihre zwei schönsten Kunstbecher ein auf 100 000 Fr. lautendes Angebot von einer Firma in Frankfurt a. M. gemacht; es wurde aber zurückgewiesen. —